

Wöchentliche Beilage zur

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 14. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von Hauns v. Spielberg.

1. (Nachdruck verboten.)

Am Grabe des Lebendig Todten.

Von Wahrheit einen Kern schließt jeder Irrthum ein,
Und jede Wahrheit kann des Irrthums Same sein.
Müdet, Weisheit des Brahmanen.

„Wir können nicht mehr weit vom Ziele sein,“ sagte der eine der beiden Reiter, die auf schmalen Gebirgspfaden zum Thal des Kolerun herabritten. „Vor zehn Minuten kreuzten wir die Straße nach Chatastapana.“

„Und drüben taucht, wenn mich meine Augen nicht täuschen, die Spitze der kleinen Pagode auf, an der die Zusammenkunft stattfinden soll,“ erwiderte der Andere, nach unten deutend, wo sich wirklich etwas wie ein goldiger Schimmer zeigte. „Ich erinnere mich des goldglänzenden Daches noch sehr gut, ist's doch kaum ein Jahr her, daß ich dieses Weges zum letzten Male zog.“

Der Jüngere von Beiden zügelte sein Roß. „Lassen Sie uns noch einmal in Ruhe unsere Aufgabe überlegen, Marquis, ehe wir hinabreiten,“ sagte er und blickte vorsichtig um sich, ob sie auch von keinem unberufenen Lauscher bedroht seien. „Die Sache ist ernst, und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht des Vertrauens des Gouverneurs unwerth zeigen.“

„Um Alles in der Welt — wie Sie das sagen, mein lieber Graf!“ lachte der Ältere und strich sich seinen langen Schnauzbart. „Als ob sich nicht auf dieser schlimmen Welt schließlich immer noch ein Häkchen fände, das selbst die besten Vorsätze ablenken und das schönste Wollen durchkreuzen kann. Seien Sie erst einmal fünf Jahre im gelobten Indien —“

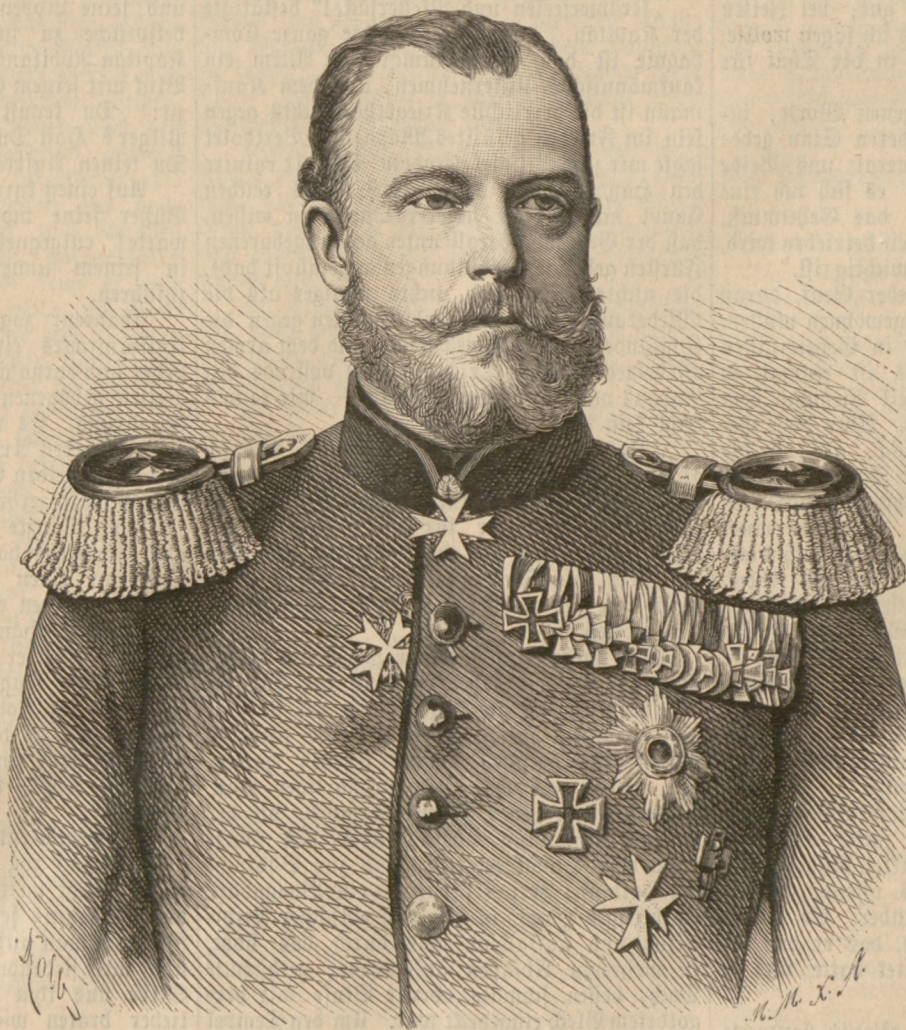
„Und wenn ich fünfzig

Jahre hier wäre, würde ich doch nie vergessen, was ein französischer Offizier und ein französischer Edelmann seinem Vaterlande und sich selbst schuldig ist. Sie haben freilich — leider muß ich es sagen — Recht, Kapitan Robilant, dies Land mit seinen Reichthümern, mit seinem Golde, mit seinem verweichlichenden Klima ist ganz dazu angethan, schwache Charaktere zu verderben. Wir haben in Pondichery*) und in Chandernagor Beträge genug davon.“

*) Seit 1762 Hauptstadt der französischen Besitzungen in Vorderindien auf der Küste Koromandel; das gleichnamige Gouvernement umfaßt fünf getrennte Territorien, darunter Chandernagor im englischen Distrikte Hughli, oberhalb Kalkutta.

Der Kapitän machte sich an dem weißseidenen Schleier zu schaffen, der von seinem dreieckigen Uniformhut als schützendes Nackentuch bis auf den Rücken hinabhing. „Streng wie immer, mein lieber Chabreux, wie immer die heilige Gewissenhaftigkeit, der ernsteste Dienst-eifer in Person!“ meinte er dann. „General Dupleix weiß wohl, weshalb er Sie trotz Ihrer kurzen Dienstzeit zu seinem persönlichen Adjutanten gemacht hat. Uebrigens gönnt Ihnen Niemand diese Bevorzugung mehr, als ich. Ich hoffe, Sie halten sich dessen überzeugt, lieber Graf, und legen meine Worte nicht auf die Goldwage. Was nun aber unseren Auf-

trag anbetrifft, so glaube ich fast, Sie überschätzen seine Wichtigkeit. Was sollen wir? Wir haben Befehl, vier reichliche Tagemärsche — wohl gemerkt auf den verzwicktesten Wegen und unter Vermeidung aller größeren Orte — bis hierher, bis an die Grenze unserer Machtsphäre zu reiten, und sollen an jener Pagode, von der mich nur wundernd, daß noch Niemand das unnöthige Gold ihres Daches abgekratzt hat, zwei Männer treffen, aller Wahrscheinlichkeit nach richtige Strolche einheimischer Rasse. Diese beiden Treflichen werden sich uns durch feierliche Ueberreichung eines Stückchens gebogenen Goldbrahmes legitimiren, das mit dem in Ihren Händen befindlichen dritten Stück zusammen einen Reif bildet; sie werden uns dann weiter entweder ihre Ringtheile wieder abfordern oder dieselben uns überlassen. Das ist Alles, mein werther Kamerad, und das nennen Sie eine ernste Sache! Bei allen Göttern Indiens — die genaue Zahl erlassen Sie mir wohl, die bieberen Brahmanen wissen sie nämlich selbst nicht — es dünkt mich toll genug, daß man zwei verdiente Offiziere wegen einer derartigen Lächerlichkeit zwingt, vier Nächte lang ihre guten Betten zu



Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig. (S. 107)

entbehren!" Er wandte sich nach rückwärts zu den beiden Dienern, die in bescheidener Entfernung folgten. „Heda, Jean, alter Bursche, öffne einmal Deinen Mantelsack und laß sehen, was Du noch aufgespart hast. Mich hungert und durstet unglaublich, ich bitte Sie, Graf, seien Sie menschlich und lassen Sie uns einen Schluck Bordeaux und ein Stück Bayonner Schinken nehmen; ich müßte mich nämlich sehr irren, wenn der Schlingel, der Jean, uns nicht irgend eine heimathliche Erinnerung anbieten könnte.“

Damit hatte er sich schon aus dem Sattel geschwungen, dem herantrabenden Diener die Zügel zugeworfen und sich selbst im Schatten einer steilen Felswand ein Ruheplätzchen gesucht. Der jüngere Offizier, den Robilant als Graf Chadreur angeredet hatte, und an dessen Uniform neben den Borten als Zeichen des Kapitänsranges die goldenen Abtinentenschnüre glänzten, folgte nur langsam und nicht ohne leise Abmahnung seinem Beispiel. Ja, als die beiden Diener sich etwas zurückgezogen hatten, um den Pferden auch die Wohlthat eines kühlen Schattens und sich die Unannehmlichkeiten des zweiten Mantelsackes zu verschaffen, sagte der Graf ernst: „Wir kommt es kaum richtig vor, Kapitän, jetzt hier der Ruhe zu pflegen. Es ist fast sieben Uhr, und in kaum einer Stunde wird die Sonne untergehen. Sie wissen, daß wir zu dieser Stunde an der Pagode eintreffen sollten!“

Robilant that einen langen Schluck aus der Feldflasche. „Daß ich immer das Unglück habe, Ihnen zu mißfallen, Graf, auch jetzt, wo ich doch nur Ihrem eigenen Wunsch, unseren Auftrag nochmals in Ruhe zu durchsprechen, nachkommen will. Aber hier, nehmen Sie vor Allem ein Stück kalten Fleisches, von unseren indischen Freunden haben wir voraussichtlich doch nur etwas Reis als Willkommensgruß zu erwarten, und da ist es gut, bei Zeiten vorzusehen. — Ja, aber was ich sagen wollte, halten Sie unseren Auftrag in der That für wichtig?“

„Ich wiederhole Ihre eigenen Worte, indem ich ihnen nur einen anderen Sinn gebe: Glauben Sie, daß der General uns Beide hierher gesandt hätte, wenn es sich um eine Bagatelle handelte? Schon das Geheimniß, mit dem die ganze Angelegenheit betrieben wird, beweist, daß unser Auftrag wichtig ist.“

Der Kapitän lachte. „Lieber Graf, daran werden Sie sich hier zu Lande gewöhnen müssen. Wir leben und weben hier in Geheimnissen und Abenteuerlichkeiten, das ist einmal so Brauch und Sitte, schon weil Niemand dem Nachbar über den Weg traut. Aber diese Geheimnisse, die man aufbauscht, als ob die größten Staatsaktionen hinter ihnen verborgen seien, bergen oft die kleinlichsten Dinge: im Orient macht man überall gern aus einer Mücke einen Elephanten. Es wird auch diesmal nicht anders sein, es wird sich um irgend einen Handelsabschluß für unsere wohlthätige Compagnie*) oder um die Bestellung irgend eines kleinen Hilfscorps gegen die Stämme im Innern, die sich unseres Generals wohlweisem Willen noch immer nicht fügen wollen, handeln.“

„Mag es sein, was es will, Marquis, uns geht das schließlich nichts an. Wir haben als Offiziere nur zu gehorchen.“

Ueber das gefurchte, von Leidenschaften zerrissene Gesicht des Aelteren zuckte es eigenthümlich, und aus seinen dunklen Augen schoß ein lauernder Blick auf das offene, hübsche Antlitz seines Kameraden hinüber. Er machte sich in dem Felleisen zu thun, das er vor sich auf einen Felsblock ausgebreitet hatte, und es

dauerte geraume Zeit, ehe er das Gespräch wieder aufnahm.

„Hören Sie, Chadreur,“ begann er endlich, „ich will offen gegen Sie sein: es ist mir selbst nicht Ernst mit dem, was ich soeben sagte. Ich glaube selbst, daß etwas Großes in der Luft liegt, irgend eine weitausschauende Unternehmung von Dupleir geplant wird, und daß unser Auftrag mit ihr in Verbindung steht — ich glaube aber weiter, daß Sie mehr davon wissen, als ich, und daß ich nur zu Ihrer Bedeckung und weil ich mit den Verhältnissen des Landes vielleicht besser bekannt bin, der Ehre gewürdigt wurde, Sie begleiten zu dürfen. Sie aber könnten wohl offener zu mir sein, als Sie sind, und ich meine, es wäre nicht zum Schaden unserer Mission.“

Diesmal war es der Graf, der lachte. „Mein lieber Robilant, Alles, was Sie mir da sagen, könnte ich Ihnen mit demselben Recht zurückgeben, jedenfalls aber seien Sie versichert, daß ich nicht mehr weiß, als das, was der General uns gemeinsam sagte, und weniger vielleicht, als Sie sich durch Ihre genauere Kenntniß der verworrenen politischen Lage, für die mein armer Soldatenverstand nicht recht ausreicht, kombiniren können.“

Robilant blickte noch immer mißtrauisch, er war augenscheinlich nichts weniger als überzeugt. „Mag dem nun sein, wie ihm wolle,“ meinte er achselzuckend, „sicher ist, daß sich irgend etwas vorbereitet, von dem selbst die Compagnie keine völlige Kenntniß hat. Ich habe mit unseren ersten Kaufherren noch vor acht Tagen gesprochen, und sie haben die gleiche Empfindung, sie wittern die Ereignisse instinktiv voraus und zittern bei dem Gedanken, daß der kaum beendete Krieg neu entlammt werden könnte.“

„Krämerseelen!“ schaltete der Graf verächtlich ein.

„Krämerseelen und Pfefferfäde!“ bestätigte der Kapitän. „Gewiß, aber die ganze Compagnie ist doch nun einmal vor Allem ein kaufmännisches Unternehmen, und dem Kaufmann ist die herrlichste Kriegsthat nichts gegen sein im Frieden gefülltes Magazin. Bertholet sagte mir zum Beispiel geradezu, Dupleir ruinire den Handel, und der Vertreter des reichen Canot meinte aus sicherer Quelle zu wissen, daß der General überall unter den eingeborenen Fürsten geheime Verbindungen angeknüpft habe, die nichts mehr und nichts weniger als die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Engländer zum Endzweck haben und dem armen Mehemed Ali von Trischinopolis vollends den Garaus machen sollten. Jemum — mir kann's recht sein.“

„Das denke ich auch, Marquis, und ich glaube, wir Beide thun am besten, uns nicht den Kopf über die Pläne unseres Generals zu zerbrechen. Mag er für uns denken — wir wollen seiner Zeit für ihn handeln. Und nun vorwärts, die Sonne sinkt, wir müssen eilen, wenn wir zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein wollen.“

Eine halbe Stunde später bogen die beiden Offiziere um die letzte Biegung der Straße, und plötzlich lag die Pagode, von der sie bisher nur den oberen Theil des die niederen Felsen überragenden Daches gesehen hatten, vor ihnen. Es war kein großartiger Bau, sondern einer jener kleinen Tempel, die der fromme Hindufinn überall über das ganze Land vom Himalaya bis hinab zur Südspitze der Halbinsel errichtet hat — ein Bhagavati, ein heiliges Haus, in ziemlich einfacher Architektur und auffallend nur durch das hohe, in mehreren Abjäten aufeinander gethürmte Dach, dessen schmale oberste Stufe mit vergoldetem Blech eingedeckt war. Um den Tempel breitete sich einer Oase in der Steinwüste

gleich nach allen Seiten frisches Grün, ein Hain von Dattelbäumen, zwischen denen sich hier und dort mit riesigen Blüthen besäete Tulpenbäume erhoben. Gerade vor dem von einigen mächtigen Jac- oder großblättrigen Brodbäumen eingerahmten breiten Thor des Bhagavati war eine Lichtung freigelassen, in deren Mitte ein kleiner, von Quadersteinen eingefasster Teich lag, wie er sich meistens, als für die vorgeschriebenen religiösen Waschungen unentbehrlich, bei allen Tempelanlagen findet.

Am Rande des Teiches kauerte bewegungslos eine männliche Gestalt im dürrtigen, schmutzgelben Fatirgewand. Der Bükker hatte die Almosenschale, eine ausgehöhlte Kürbischälte, neben sich stehen, um den Hals hing ihm eine Kette von aufgereihten Tulasibohnen — der indische Gebetkranz. Er schien die Ankömmlinge kaum zu beachten, unverwandt starrte er in den Sonnenball, nur seine Lippen bewegten sich leise wie zum Gebet.

Die beiden Offiziere waren fast gleichzeitig von ihren Pferden gesprungen und hatten dieselben ihren Dienern übergeben. Der Kapitän Robilant faßte den Fatir scharf in's Auge.

„Ich glaube fast, da haben wir schon einen von unseren Leuten,“ flüsterte er seinem Begleiter zu. „Bemerken Sie die zwei weißen Linien auf der Stirn des Burschen, es ist sein Tiloka, sein Abzeichen, und besagt, wenn mich nicht Alles trügt, daß er zur mächtigen Sekte der Waischnawas gehört. Lassen Sie uns näher treten, denn von seiner Seite dürften wir kaum einer Aufmunterung zur Unterhaltung gewärtig sein.“

Der Fatir änderte seine Stellung auch nicht, als beide Offiziere unmittelbar an seiner Seite standen, ja selbst als Graf Chadreur eine kleine Goldmünze in die Kürbischale gleiten ließ, neigte er den Kopf kaum um Haarsbreite, und seine Lippen hörten nicht auf, leise Gebetsprüche zu flüstern. Endlich fragte der Kapitän Robilant, nachdem er sich durch einen Blick mit seinem Gefährten verständigt, geradezu: „Du kennst unsere Uniform, frommer Pilger? Hast Du uns nichts zu sagen? Hast Du keinen Auftrag für uns?“

Auf einen kurzen Augenblick unterbrach der Bükker seine monotone Beschäftigung. „Ich warte!“ entgegnete er, um gleich darauf wieder in seinem unverständlichen Murmeln fortzufahren.

Chadreur zog aus der Brusttasche seines Uniformrockes ein kleines Stui von rothem Leder und entnahm ihm ein Stück eines fingerbreiten gebogenen Goldstabes von eigenartiger Gravirung. Es war augenscheinlich ein Theil eines schweren Armreifers, die scharfen Bruchstellen an beiden Seiten bewiesen, daß derselbe mit Gewalt zerbrochen sein mußte.

Jetzt glänzte plötzlich — weder Robilant noch Chadreur hatten bemerkt, daß der Fatir auch nur einen Finger gerührt — auf dem Schoß desselben ein Stück Gold, das dem in des Grafen Händen glich wie ein Ei dem anderen. Aber er selbst blieb unbeweglich sitzen.

Robilant fragte auf's Neue mit merklicher Ungeduld im Tone: „Hast Du uns nichts zu sagen? Es ist der 11. März, die Sonne ist schon fast ganz hinter den Bergen verschwunden, und Du siehst, daß wir die sind, derer Du harrest.“

Wiederum entgegnete er nur: „Ich warte!“

Robilant zog den Grafen zur Seite. „Wir wollen nicht weiter in ihn dringen, es würde doch vergebens sein. Solchen indischen Stodfisch kann man auf einen glühenden Kofst spannen und mit siedendem Del einreiben, ohne eine Silbe aus ihm herauszulocken. Er läßt sich lieber braten wie eine Kastanie, ehe er von seinem störrischen Vorsaß auch nur um Haars-

*) Die 1864 gestiftete französische ostindisch: Compagnie, welche Pondichéry gegründet hatte.

breite abgeht. Ich habe sie kennen gelernt, diese Burschen! — Aber sehen Sie nur, Chadreux! Wahrhaftig, unser Waischnava gewinnt Leben!"

Der Fakir richtete sich in der That plötzlich auf, gleichzeitig aber kam einer der französischen Diener, die bisher auf der Straße patrouilliert hatten, zurückgelaufen und meldete, daß ein Reitertrupp, an dessen Spitze sich ein Elefant befände, nahe.

"Aha, des Schauspiels zweiter Akt beginnt," flüsterte der Marquis. "Ein Elefant an der Spitze — es tritt also ein eingeborener Fürst auf. Sehen wir uns in Positur, Chadreux, den hohen Herrn würdig zu empfangen." Und er strich sich spöttelnd den Schnauzbart in elegante Wellen.

Sie brauchten diesmal nicht lange zu harren. Um die Wegbiegung bog bereits die mächtige Gestalt eines riesigen Elefanten, dessen halb-abgefrägte Fangzähne vergoldet waren; auf dem Rücken thronte der reichgekleidete Mahud, der Führer des Thieres, auf dem Rücken aber, in der rothausgeschlagenen Gaudah, saß ein schlanker junger Mann, der bei dem Anblick der französischen Uniformen sofort das Zeichen zum Halten gab.

„Beithna — beithna!“ *) kommandierte der Mahud, und gehorham senkte der Elefant sich sofort in die Kniee, während sein Reiter mit gewandtem Sprung, die zur Seite herabhängende Peiter nur flüchtig berührend, seinen hohen Sitz verließ und schon von Weitem verbindlich grüßend auf die Offiziere zuschritt.

„Bei Gott," raunte der Kapitän, sich tief verneigend, seinem Gefährten zu, „es ist der Radschah von Ghatastapana selbst. Ich erkenne ihn wieder — sehen Sie nur, man nennt ihn nicht mit Unrecht den schönsten Mann seines Landes.“

Der Hinfuhrst war in der That eine stattliche Erscheinung — eine ebenmäßige Jünglingsgestalt von über mittlerer Größe mit ausdrucksvollem, feingeschnittenem Gesicht und großen dunklen, etwas träumerischen Augen. Ein prächtiges blaues Wams, über das ein feines versilbertes Panzerhemd gezogen war, umschloß den schlanken Oberkörper, die enganliegenden Beinkleider waren aus hellbraunem Seidenstoff gefertigt und schlossen unten sich dicht an die rothen, goldgestickten Schuhe an. Auf dem Haupt trug er eine silberne Sturmhaube, die mit gelb- und blau-geordneten Shawls umwunden war, und an deren Seite, von einer rubinenbesetzten Agraffe gehalten, eine breite weiße Feder herabwallte.

Während der Radschah auf die beiden Offiziere zuschritt, nestelte er aus seinem Wams eine leichte Kette hervor, an deren Ende ein Stück Gold glitzerte, ganz jenem ähnlich, das Chadreux und der Fakir jetzt auch emporhoben. Einen Augenblick umspielte ein zufriedenes Lächeln den Mund des Fürsten, dann winkte er seinen berittenen Begleitern, sich zurückzuziehen, und trat dicht an den Grafen heran.

„Wo ist der große Nawab**) von Pondichéry? Ist General Duvleir nicht selbst gekommen, seine Freunde zu sehen?“ fragte er.

Chadreux verneigte sich auf's Neue. „Der General ist leider durch einen tödtlichen Fieberanfall an sein Lager gefesselt, mein Fürst," beeilte er sich zu entgegnen. „Um aber den bestimmten Tag der Zusammenkunft nicht vorübergehen zu lassen, hat er uns gesandt. Eure Hoheit sehen hier unsere Beglaubigung — unser Auftrag ist es, die Träger der gleichen Stücke Gold, die wir hier finden sollen, zu fragen, ob sie bereit seien, und wenn diese Frage bejaht wird, als Zeichen ihrer Zu-

stimmung dem General den ganzen Armring zurückzubringen.“

Der Radschah zögerte einen Moment, dann griff er nach dem Bruchtheil des goldenen Reifens in des Grafen Händen und preßte ihn flüchtig an den seinen. Als sie so genau aneinander stießen, daß sie fast wie ein Ganzes aussahen, nickte er befriedigt, blickte aber forschend nach dem Fakir hinüber, der regungslos wie eine Statue mit bescheiden gesenktem Haupte in einiger Entfernung stehen geblieben war.

„Möge Ganefa*) unserem großen General, Eurem Herrn, bald zur Freude und zum Glück der Jan-Begum, seiner blüthendustenden Gattin, Genesung schenken," entgegnete der Fürst endlich verbindlich. „Ich danke ihm, daß er mir zwei so tapfere Krieger sandte, und heiße sie willkommen; sie mögen meine Gäste auf Ghatastapana sein.“ — Dann wandte er sich an den Fakir und winkte ihn heran. „Komm," sagte er kurz. „Ich will selbst sehen, ob die Siegel am Grabe des Lebenden unverletzt sind. Auch Sie, meine Herren Franzosen, mögen uns folgen und Ihrem General berichten, was Sie gesehen. Von ihm, dessen Auferstehen wir bewohnen sollen, hängt für uns Alle ja auch die Zukunft ab.“

Der Fakir ging in langsamem, wiegendem Schritt auf das große Thor der Pagode zu, durchschritt die innere Halle und kniete endlich an einer breiten, ein wenig erhöhten Steinfliese, die aus einem einzigen Stück geformt schien, nieder. Sich leicht gegen dieselbe stemmend, schob er sie bei Seite.

Eine dunkle Oefnung und die ersten Stufen einer schmalen Treppe wurden sichtbar. Der Radschah sprang elastisch herab und winkte den beiden Offizieren, während der Waischnava eine bereitgehaltene Fackel entzündete.

Robilant lockerte die Pistolen in seinem Gürtel und sah mißtrauisch in die Tiefe hinab; nur zögernd entschloß er sich, dem Radschah zu folgen. „Der Teufel traue den gelben Burschen," murmelte er. „Das Ding sieht einer Mausfalle unangenehm ähnlich.“

„Keine Sorge, Kapitän," gab der Graf schnell zurück. „Der Radschah sieht mir nicht aus, als ob er hinterlistige Gedanken hegen könne, nachdem er uns Gastfreundschaft geboten, und zudem: schon der Name unseres Generals schützt uns.“

Die Treppe zählte nur einige zwanzig Stufen, dann verbreiterte sich der Gang ein wenig, um gleich darauf mit einer schweren, eisenbeschlagenen Holztür abzuschließen.

Der Fakir schob sich an den Offizieren vorbei und beleuchtete mit seiner Fackel die massigen Böden und das feingearbeitete Schloß, über das querhin ein breiter Siegelabdruck lag. Gleiche Siegel sicherten auch die eisernen Angeln.

Aufmerksam, fast mißtrauisch betrachtete der Radschah jeden einzelnen der Abdrücke, forderte Chadreux auf, dieselben mit seinem Wappen, das er vom Gürtel löstete, zu vergleichen, und befahl erst, nachdem er sich genau überzeugt hatte, daß sie gänzlich unverletzt seien, dem Fakir, das Thor zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig.

(Mit Porträt auf Seite 105.)

Am 21. Oktober 1885 erwählte die braunschweigische Landesvertretung den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten des Herzogthums Braunschweig, der am 2. November mit seiner Gemahlin seinen feierlichen Einzug in die alte Welfenstadt

hielt. Der Prinzregent, dessen Bildniß wir auf S. 105 bringen, ist geboren am 8. Mai 1837 als ältester Sohn aus der Ehe des Prinzen Albrecht von Preußen (Bruder Kaiser Wilhelm's I., gest. 14. Oktober 1872) und der 1883 verstorbenen Prinzessin Marianne, Tochter des Königs Wilhelm I. der Niederlande. Prinz Albrecht erhielt jene sorgsame Erziehung, welche allen preussischen Prinzen zu Theil wird, und widmete sich mit besonderer Vorliebe dem Militärdienste und zwar in der Kavallerie. 1864 nahm er als Kommandeur des 1. Garde-Drägerregiments an dem Feldzuge in Schleswig theil und erhielt als Auszeichnung für sein Verhalten in diesem Kriege die Ernennung zum Chef des brandenburgischen Drägerregiments No. 2. 1866 führte er das Kommando der 1. schweren Kavalleriebrigade der ersten preussischen Armee; im deutsch-französischen Kriege mit Auszeichnung die 2. Kavalleriebrigade. Nach dem Frieden erhielt er das Kommando über die 20. Division (Hannover), wurde 1874 zum kommandirenden General des 10. Armee-corps und 1875 zum General der Kavallerie, später zum Generalfeldmarschall und Generalinspekteur der 1. Armeeinspektion ernannt. Außerdem bekleidet der Prinz auch die Würde eines Herrenmeisters der Halle Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Prinz Albrecht ist seit dem 19. April 1873 vermählt mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg (geboren den 2. August 1854), welcher Ehe drei Prinzen entsprossen sind.

Der todte Feind.

(Mit Bild auf Seite 108.)

Keine Fuchs ist zwar berühmt wegen seiner List und Verschlagenheit, allein immer entgeht er doch nicht der Wüthe des Jägers. Auf unserem Bilde (nach einem meisterhaft der Natur abgelauchten Gemälde von J. B. Hofner) sehen wir den vom Blei des Schützen niedergefallenen Raubgeßellen in einer Ecke des Hofes liegen, während die gefiederten Bewohner desselben sich nummehr ohne Scheu in der unmittelbaren Nähe des todtten Feindes bewegen dürfen. Triumphirend geht der Hahn um ihn herum und blickt jammt seinen Hennen ordentlich verächtlich auf ihn herab; selbst die schüchternen Tauben kommen von ihrem Schlege herabgeloßen, um sich den unschädlich gemachten Keineke einmal in der Nähe zu betrachten, und Alle sind erfreut, daß den frechen Dieb und Räuber endlich die gerechte Strafe ereilt hat.

Die Belagerung von Szigeth durch die Türken.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Am 5. August 1866 erschien Sultan Soliman II., genannt der Große, mit seinem gewaltigen Heere vor der durch Niklas Graf v. Zriny mit nur 2500 Mann vertheidigten ungarischen Feste Szigeth, an deren Mauern sich die Macht des ganzen Türkenheeres brechen sollte. Nachdem Zriny die Festung länger als einen Monat hindurch heldenmüthig vertheidigt und den Türken ungeheuren Schaden zugefügt hatte, unternahm er am 7. September, als die ganz in Trümmer geschossene Feste nicht länger zu halten war, noch einen Ausfall. Schon auf der Schloßbrücke sank er, von drei Kugeln getroffen, todt nieder, die Seinigen fielen ebenfalls oder wurden in das brennende Schloß zurückgedrängt, als plötzlich der Pulverturm in die Luft flog und noch 3000 Türken unter seinen Trümmern begrub. Sage und Dichtung haben sich dieses Vorganges bemächtigt: Zriny's Weib, so hieß es, warf mit eigener Hand die Fackel in den Pulverturm, als Alles verloren war, und die Türken bereits in das brennende Schloß eindrangen. Auch Theodor Körner hat in seinem Trauerspiel „Zriny“ diese Begebenheit als Schlusseffekt benutzt, und der Zeichner unseres Bildes auf S. 109 zeigt uns die Gräfin, wie sie vor den Augen der entsetzt zurückweichenden Janitscharen die brennende Fackel an die Pulverfässer hält. — Sultan Soliman selbst war schon in der Nacht vom 5. auf den 6. September in seinem Zelte gestorben, man hatte jedoch seinen Tod dem Heere verheimlicht, damit nicht Muthlosigkeit entsehe. Der letzte Sturm der Türken gelang denn auch, aber es war nur ein mit Blut getränkter Trümmerhaufen, auf den das gebrochene Auge des Weltbezwinners Soliman gerichtet war.

*) Lege dich!

**) Statthalter.

*) Der Gott der Klugheit.

Ein zweiter Napoleon.

Eine lustige Geschichte

von

Georg Köhler.

1. (Nachdruck verboten.)

Das Herzogthum B. ist schon lange von Deutschlands Landkarte verschwunden. Durch das Aussterben des Fürstenhauses ist seine Verschmelzung mit anderen benachbarten Ländchen bewirkt worden. Das Gleichgewicht Europa's wurde dadurch nicht erschüttert.

Der letzte Herzog von B., der in den vierziger und fünfziger Jahren regierte, war ein gar origineller Herr; er gab durch allerlei Streiche der seltsamsten Art seinen Zeitgenossen viel Stoff zu vergnüglicher Unterhaltung, und

man munkelte sogar, daß es in seinem durchlauchtigen Kopfe nicht ganz richtig wäre.

Es war an einem wunderschönen Sommer-sonntage. Der Gottesdienst, den Serenissimus niemals zu veräumen pflegte, hatte sein Ende erreicht. In Schaaren strömten die Kirchgänger aus den Gotteshäusern in's Freie, über die sonnengolddurchflutheten Straßen und Plätze ihrer Häuslichkeit zu. Auch Serenissimus rollte an der Seite seiner Gemahlin, einer sehr fein gebildeten, geistreichen Dame, in der Prachtfutsche über den Schloßplatz. Die Grüße seiner Unterthanen erwiederte nur die Herzogin. Der Herrscher hatte die Augen geschlossen; er dachte wohl über die Predigt nach!

Die liebe Sonne lachte auch in die Fenster des Bürstenmachers Täusler. Dort saß die Frau Meisterin am altgewohnten Platze, ge-

ziert mit der blendendweißen Lackschürze. Sie hatte soeben das Gesangbuch, aus dem sie zu Hause ihre Sonntagsandacht verrichtet, zuge schlagen. Ihre Hände waren noch gefaltet.

Da wurden dröhnende Schritte auf der Treppe laut, und gleich darauf trat ein junger Mann in der Uniform des herzoglichen Militärs herein. Er wandte das frische Jünglingsantlitz freundlich der Mutter zu.

„Wie schade, Fritz,“ redet diese ihren Einzigen an, „daß Du gerade heute auf Wache ziehen mußt!“

„Ja, das hilft nun einmal nichts, Mütterchen,“ lautet die Antwort, „Du wirst wohl heute mit dem Vater allein nach dem Jägerhause wandern müssen.“

Ein trüber Schatten lief über seine offenen Züge. Freilich, das gute Doppelbier da



Der todtte Feind. Nach einem Gemälde von J. B. Hofner. (S. 107)

draußen schmeckte besser, als vierundzwanzig Stunden auf Posten und in der dumpfigen Wachtstube.

Nun trat auch Vater Täusler herein. Er prangte, um den Bratenrock zu schonen, in schneeweißen Hemdärmeln, grüßte kurz, ging zum Fenster und begann auf den Scheiben ein leises Trommelfonzert.

Plötzlich warf er in das trauliche Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn ein lebhaftes: „Gi der Tausend!“ hinein.

„Was gibt's denn?“ fragte Friedrich.

Ein Klopfen an der Thüre antwortete ihm. „Herein!“ rief Täusler und fuhr gleichzeitig in den schwarzen Rock, den er schnell vom Nagel gerissen hatte. „Gi, schön willkommen, Gebatter Wilberg, das ist einmal eine freundliche Ueberraschung.“

Auch die Mutter begrüßte lebhaft die lieben Gäste, einen Mann in Täusler's Jahren, und ein herziges Blondköpfchen, welches von ihr mit mütterlichem Kusse empfangen wurde. Friedrich

nahm dem jungen Mädchen dienstfrig Hut und Tuch ab.

„Aber Lisbeth, Du bist ja ein Prachtmädel geworden! Auf solch' ein Pätzchen kann man stolz sein,“ sagte Täusler bewundernd, nachdem sich Alle gesetzt hatten.

„Ja, Du hast sie lange nicht mehr gesehen, alter Freund!“ nahm Wilberg für die Er-röthende das Wort. „Und geschrieben habt ihr auch schon ewig lange nicht mehr nach Kostwik! Wußte noch gar nicht 'mal, daß Fritz Soldat geworden ist. Gucke, gucke, ein schmucker Vaterlandsvertheidiger! Da dachte ich, es ist das Beste, ich fahre mit der Lise einmal nach B. hinüber und sehe, was ihr macht.“

„Das ist brav, Gebatter,“ sagte Mutter Täusler, „entschuldigst mich aber nun ein bißchen, ich muß in die Küche, sonst brennt mir der Schwartenbraten an. Ihr nehmt doch vorlieb zu Tische?“

„Ohne Umstände!“ rief Wilberg und klopfte ihr den rundlichen Arm.

„Und nun muß ich grade heute auf Wache!“ brach Fritz jetzt sein Stillischweigen.

Die Gäste bedauerten ihn herzlich, der Vater mit Worten, die Tochter aber nur durch einen schüchternen Blick der tiefen Veilchenaugen.

„Ihr kommt aber zu ziemlich später Stunde, ihr Lieben,“ setzte Täusler das Gespräch fort.

„Das mußt Du entschuldigen, Gebatter,“ meinte Wilberg, „wir langten heute Morgen um acht Uhr mit der Post hier an. Da war es uns noch ein wenig zu früh, um euch in's Haus zu fallen.“

„Wir sind keine Langschläfer, Freundchen!“

„Weiß wohl,“ lachte Wilberg, „aber Deine Alte hätte sich unnütze Sorgen wegen des Offens gemacht, und so beschlossen wir denn, erst das alte Städtchen wieder einmal gründlich zu durchwandern. Damit waren wir freilich bald fertig. Dann lockte uns der Glockenklang in die Schloßkirche. Lisbeth wußte nicht mehr, wie sie aussieht, und ich habe noch so 'ne alte Anhänglichkeit an das schöne Gebäude. Wir er-



Die Gräfin Briny wirft die Fackel in den Pulverturm von Szigeth, um die Feste in die Luft zu sprengen. (S. 107)

blickten dort auch euren durchlauchtigen Landes-
herrn."

"Ja, beim Gottesdienste fehlt er selten."

"Was er sich aber dabei denken mag, weiß
der Himmel!" lachte der Gast. "Uns hat er
die ganze Andacht gestört. Während der Predigt
zog er einen von seinen weissen Handschuhen
aus und blies ihn mit einem einzigen Athem-
zuge auf, daß er so dick wurde, wie das Ge-
werkszeichen vor einem Handschuhmacherladen.
Dann faßte er ihn unten mit der linken Hand
zusammen und drückte mit der Rechten die Luft
wieder langsam hinaus. Fortwährend wieder-
holte er das Spiel; wir konnten kaum das
Lachen unterdrücken."

Der Bürstenmacher blickte ein wenig finster
drein. Die launige Erzählung verlegte sein
patriotisches Gefühl. Er suchte das Gespräch
auf Anderes zu bringen: "Und wie sieht's denn
bei euch in Kostwitz aus?"

"Alles noch im alten Gleise! Die Gärtnerei
geht leidlich, und meine Frau ist auch
noch auf dem Zeuge."

"Das freut mich. Willst Du Dir übrigens
nicht einmal meine Rosen ansehen? Du bist
ja Fachmann." Er warf einen Blick auf die
Kufensuhr: "Am Zwölf wird erst gegessen."

"Hat denn der Fritz so lange Zeit?"

"Ja, die Wache zieht erst um Eins auf."

Die alten Herren verließen die Stube und
ließen die Jugend allein. Vor der Garten-
thüre blieben sie stehen.

"Du, Gevatter," sagte Tausler, "was meinst
Du? Mein Fritz und Deine Lisbeth —"

"Ja, das habe ich auch schon gedacht. Wir
wollen das überlegen; Beide sind ja noch so
jung."

"Versteht sich; man muß das Korn erst reifen
lassen."

Das Pärchen, welches den Gegenstand dieses
kurzen Zwiegesprächs bildete, saß jetzt in ziem-
licher Verlegenheit drin in der guten Stube.
Von Herzen hatte sich Lisbeth auf diesen Be-
such in B. gefreut. Ihr Vater betrieb mit
Glück die Gärtnerei in seinem Geburtsort Kost-
witz, wo er nach längerem Aufenthalt in B.
das väterliche Geschäft an Stelle seines älteren,
früher verstorbenen Bruders übernommen.
Sie hatte sich auch gesehnt, den lustigen Fritz,
ihren Spielfameraden, einmal wiederzusehen.

Und nun saß er ihr im bunten Waffenrock
gegenüber. Er war ganz anders geworden,
nur die klugen, nettlichen Augen waren die-
selben geblieben. Lisbeth getraute sich gar
nicht, ihn in der alten vertraulichen Weise zu
begrüßen. Fritz ging es ebenso. Mit Mühe
hatte er in dem zur Jungfrau emporgediehenen
Mädchen die kleine Nase wiedererkannt, die
ihm seinen ritterlichen Schutz einstens dadurch
vergolten, daß sie ihn durch ihre Kunstfertigkeit
vor einer Tracht Prügel bewahrte.

Ueber den Stadetenzaun des bürgermeister-
lichen Gartens hatten sie herübergehangen, die
rothbäckigen Äpfel, welche Fritz für Lisbeth
und sich zu erobern trachtete. Verbotene Früchte
sind süß! Fritz kletterte hinauf und griff eben
nach den lodenden Äpfeln, als ihn ein Ge-
räusch erschreckte. Er wollte geschwind hin-
unter, blieb aber dabei mit seiner Sonntags-
jacke an einer der spitzen Latten hängen und
riß eine fingerlange Wunde hinein. Da hatte
Lisbeth mit dem schnell geholten Nähzeug den
Schaden so geschickt ausgebessert, daß Vater
Tausler nichts merkte. Und die Mutter? —
Nun, man weiß ja, wie Mütter sind!

An diese Begebenheit mußte Fritz denken.
Er lächelte. Lachen steckt an. Lisbeth lächelte
gleichfalls und reichte dem Jugendfreund die
Hand über den Tisch: "Sagen wir uns da nicht
so stumm und ernst gegenüber, wie die beiden
Chinesen in Tante Minchens Glaschrank? Wir
kennen uns doch noch!"

"O gewiß!" lachte der junge Mann und
war unversehens an Lisbeths Seite gerückt.

Die beiden Leuten plauderten nun von
den Erinnerungen aus der schönen Jugendzeit.
Sie waren eben bei der bewußten Amsel- und
Jasengeschichte angelangt, da sagte Fritz: "Höre
Lisbeth, damals bin ich Dir noch eine Beloh-
nung schuldig geblieben!"

Ehe das Mädchen seine Absicht errathen
konnte, hatte Fritz sie um die Schultern ge-
faßt und küßte sie nach Herzenslust, ohne sich
an ihren sanften Widerstand zu kehren. Da
hub schnarrend das Schlagwerk der Kufensuhr
anz, das Thürchen über dem Zifferblatte öffnete
sich, und der bunte Vogel begann laut die
Mittagsstunde zu verkündigen. Aber nach dem
vierten Schrei verstummte er plötzlich, nicht
vor Erstaunen über die jähliche Gruppe da
unten, sondern weil das Schlaggewicht auf eine
Stuhllehne aufstieß. Die nahenden Schritte
der Hausfrau scheuchten jetzt die Liebenden aus-
einander.

"Nun, ihr scheint ja sehr vertieft zu sein!"
sagte sie gutmüthig scheltend, "seht ihr denn
nicht, daß die Uhr nicht weiter schlagen kann?"

Darauf begann sie den Tisch zu decken.

Fritz sprang verlegen auf und beseitigte
das Hemmnis des Schlaggewichtes, Lisbeth
aber wendete ihr purpuroth geflüßtes Gesicht
nach dem Fenster und schien mit größter Auf-
merksamkeit die Dachziegel des gegenüberliegen-
den Hauses zu zählen.

Und dann kamen die Väter, die Suppe er-
schien auf dem Tische, dem Schweinebraten
widerfuhr sein Recht, und endlich mußte Fritz
sich verabschieden. Er hatte zu seiner großen
Genugthuung erfahren, daß die Gäste noch drei
Tage in B. bleiben würden

2.

Die Hostafel im Schlosse neigte sich ihrem
Ende zu. Geräuschlos glitten die Lataien auf
dem spiegelglatten Parquet umher. Die Unter-
haltung gestaltete sich heute lebhafter als ge-
wöhnlich.

Baron Leistau, welcher das Herzogthum
gemeinsam mit mehreren Nachbarstaaten bei
einem größeren deutschen Hofe vertrat, war in
einer persönlichen Angelegenheit anwesend und
mußte nun erzählen, was draußen im "Aus-
lande" sich begeben hatte. Die Herzogin hörte
gespannt, Serenissimus dagegen zerstreut oder
gar nicht zu. Zum geheimen Entsetzen der
Oberhofmeisterin hatte er aus seinem Mund-
tuche eine Maus gebildet und ließ dieselbe
über seinen Teller hinüber und wieder herüber
springen.

Da benutzte Leistau eine Frage der Herzogin
über seine Herreise dazu, sich an seinen Sou-
verän zu wenden: "Es that meinen Glied-
maßen unendlich wohl, als ich die Grenze un-
seres Landes wieder erreichte. Bessere Straßen
als im Herzogthum B. habe ich in ganz Deutsch-
land nicht gefunden. Ich mußte an die Zeit
zurückdenken, da ich als Attaché zum ersten
Male nach Paris reiste."

"Ja," geruhten Serenissimus zu erwidern,
"Napoleon ist bei der Anlage seiner Straßen
ganz meinen Intentionen gefolgt."

Ein Wegebaumeister aus Paris hatte näm-
lich das musterhafte Straßennetz des Herzog-
thums angelegt.

"Wenn Napoleon noch lebte," sagte der
Hofmarschall, "so wären gewiß alle Städte
Frankreichs bereits durch Eisenbahnen ver-
bunden."

"Die werden wir hier auch bald haben,"
sagte der Herzog lebhaft, "eine Eisenbahn
muß ich bauen, und wenn sie tausend Thaler
kostete."*)

*) Eigene Worte des Herzogs.

"Der große Franzosenkaiser," unterbrach
ihn schnell die Herzogin, "muß in der That
kolossale Summen auf den Wegebau verwendet
haben."

Baron Leistau meinte: "Ja, er ließ es sich
etwas kosten und war in der glücklichen Lage,
auf die Finanzen seines Landes keine Rücksicht
nehmen zu müssen."

"Das Wort 'Rücksichten' stand überhaupt
nicht in seinem Lexikon," bemerkte der Kriegs-
minister, General v. Hollenstern, "ist es doch
sogar vorgekommen, daß er nach einer gewon-
nenen Schlacht einen gemeinen Soldaten wegen
seiner Tapferkeit mir nichts, dir nichts zum
Hauptmann ernannte."

Durchlaucht richtete sich straff im Sessel
auf und starrte den Sprecher geraume Zeit
mit offenem Munde an. Dann setzte er wieder
sein Mäufespiel fort.

Nach Aufhebung der Tafel zog er sich in
sein Kabinett zurück, "um zu arbeiten". Die
Beschäftigung, der er jedoch dort obzuliegen
pflegte, war von der Art, welche der Volks-
mund gemeinhin als "Bankarbeit" bezeichnet:
er schlief nämlich. Heute ließ dies aber eine
seltsame Erregung nicht zu.

Mit dröhnenden Schritten, heftig mit den
Händen gestikulirend, durchmaß er das Gemach:
"Bin auch souverän! Selbst Kriegsherr meiner
Armee! Hollenstern gar nichts zu sagen! Ganz
recht gemacht, der Napoleon! Was der kann,
das kann ich aber auch."

Er trat an das Fenster des Zimmers, das
nach dem Schloßplatz führte, und trommelte
heftig an die Scheiben. Unter diesem Fenster
schilderte ein Posten.

Der Soldat fiel dem Herzog in die Augen.
Da kam ihm ein Gedanke, und mit dem Ge-
danken ein Entschluß. Klirrend flog das Fen-
ster auf, und den jungen Krieger da unten
schreckte die Stimme seines Fürsten aus den
Gedanken auf, zu dem ihm die sonntägliche
Leere des Schloßplatzes hinreichend Zeit ge-
lassen hatte: "Heda, mein Sohn!"

Der Soldat machte Front vor dem Herzog
und präsentirte vorchriftsmäßig das Gewehr.
"Abnehmen!"

Klirrend fuhr die Waffe auf das Pflaster.

"Komme 'mal herauf zu mir!"

"Durchlaucht halten zu Gnaden, ich darf
meinen Posten nicht verlassen!"

"Willst Du wohl pariren!" schrie Serenis-
simus. "Ich, Dein oberster Kriegsherr, befehle
es Dir!"

Jetzt gehorchte der Soldat, und Durchlaucht
machten die Fenster zu. Als der Befohlene
eintrat, stellte sich der Herzog breitbeinig vor
ihn und fragte: "Mein Sohn, wie heißt
Du?"

"Friedrich Tausler."

"Wie lange dienst Du?"

"Ein Jahr und zwei Monate."

"Schon bestraft?"

"Nein, Euer Durchlaucht."

"Freut mich. Musketier Tausler, ich er-
nenne Sie hiermit zum Hauptmann!"

Fritz Tausler starrte den Herzog an, als
verstand er ihn nicht. Dieser fuhr fort:
"Tüchtiger Soldat — gefallen mir — sollen
Hauptmann sein!"

"Aber Durchlaucht — das geht doch nicht!"

"Was? Das geht nicht? Bin ich der oberste
Befehlshaber meiner Truppen, oder bin ich's
nicht? Er wird Hauptmann, oder Er marschirt
sechs Wochen in Arrest!"*)

"Durchlaucht, es wird mir das Niemand
glauben —"

"Müssen's glauben, befehle es!"

"Wenn ich es schriftlich bekommen könnte —"

"Meinetwegen, sollst es schriftlich haben. —"

*) Historisch.

Sehe Dich 'mal an den Schreibtisch und schreibe: Wir — von Gottes Gnaden, Herzog u. f. w. ernennen hiermit den Musketier Friedrich Täusler zum Hauptmann. — So, nun noch das Datum!"

Hierauf krönte Durchlaucht das Werk mit seinem allbekannten steifeinigen Namenszuge.

"So, Herr Hauptmann; sind entlassen. Sofort nach Hauptwache gehen und Ablösung herkscheiden. Können als Hauptmann nicht mehr Schildwache stehen."

Hiermit beendigte Durchlaucht diese merkwürdige Unterredung. Der so plötzlich Avancirte begab sich nach der Hauptwache.

"In des Teufels Namen, Täusler, wer hat Ihm erlaubt, seinen Posten zu verlassen?" fuhr ihn der wachthabende Lieutenant an.

"Des Herrn Herzogs Durchlaucht haben geruht, mich soeben zum Hauptmann zu ernennen."

"Schoddschwerenoth, Kerl, ist Er besoffen oder verrückt?" sprudelte der Wachthabende heraus.

"Keineswegs, Herr Lieutenant," erwiderte Fritz und berichtete, was sich zugetragen.

Der Offizier ging einige Male auf und nieder. Endlich sagte er etwas ironisch: "Das ist freilich 'was Anderes, mein Herr Hauptmann! Wollen Sie sich aber gütigst zunächst noch hier eine Zeitlang aufhalten. Ich muß dem Herrn General rapportiren."

Gleich darauf wurde der Lieutenant beim General v. Hollenstern angemeldet.

"Wieder eine dumm — durchlauchtigste Marotte!" fuhr dieser grimmig auf, als er die Wundermär vernommen hatte.

"Die Sache muß rückgängig gemacht werden!" sagte Lieutenant v. Sudheim in erregtem Tone. "Das gesammte Offiziercorps würde sich sonst gezwungen sehen, seinen Abschied einzureichen."

Sein Vorgesetzter nickte eifrig mit dem Kopfe: "Sie muß rückgängig gemacht werden! Aber wie?"

Es folgte eine längere rathlose Pause. Endlich sagte der General: "Gehen Sie jetzt nach der Hauptwache zurück und halten Sie den Täusler dort fest. Sorgen wir vor allen Dingen dafür, daß die Geschichte nicht unter die Leute kommt, sonst sind wir blamirt. Schicken Sie auch gleich einen Andern auf den verlassenen Posten. Können ja sagen, Täusler sei plötzlich unwohl geworden. — Einen gemeinen Soldaten zum Hauptmann zu ernennen, da hört doch —"

Den Rest konnte Sudheim nicht verstehen. Er verließ schnell das Zimmer, dem entrüsteten alten Herrn überlassend, wie er diese verzwickte Angelegenheit regeln wollte.

3.

Noch niemals, so lang der Haarbüsch von dem Tschako herzoglich kaiserlicher Musketiere wehte, war wohl über einen Angehörigen der untersten militärischen Kategorie eine solche Aufregung in den maßgebenden Köpfen entstanden. Dieselben wurden hochroth zusammengesteckt, und nach langer fruchtloser Berathung kam man endlich zu dem Ergebniss, daß Hollenstern sich zu der Herzogin begeben und Vortrag halten sollte.

Fritz Täusler genoß unterdessen in dem Offizierszimmer der Hauptwache eine ausserlesene Mahlzeit, welche Lieutenant v. Sudheim, um ihn zu beschwichtigen, aus dem Offizierskasino hatte holen lassen. Hinterher rauchte der "Herr Hauptmann" eine von Sudheim's eigenen Havannacigarren.

Als der Kriegsminister der Herzogin den Vorfall erzählt hatte, mußte diese zuerst über die Possen lachen. Dann ersuchte sie nach ernsthaftem Nachdenken den General, er möge den Finanzminister, den Geheimrath Thormann, zu einer Besprechung einladen.

Dieser wartete bereits mit den übrigen Kabinettsmitgliedern in Hollenstern's Wohnung auf den Orakelspruch der erlauchten Pythia und trat nach kurzer Zeit mit dem General bei der Herzogin ein.

"Ja, mein lieber Thormann," empfing ihn diese mit huldvollem Nicken, "da werden Sie uns wohl wieder einmal unter die Arme greifen müssen."

"Durchlaucht meinen, eine Abfindungssumme —?"

"Glauben Sie wirklich, daß mein Gemahl sich seinen jüngsten Hauptmann würde ablaufen lassen? Da kenne ich ihn besser. Es wird ihm nicht anders beizukommen sein, als wenn wir ihm seinen heißesten Herzenswunsch erfüllen und — die Eisenbahn bewilligen!"

"Durchlaucht!" prallte Thormann entsezt zurück. "Woher die Summe nehmen? Unsere Finanzen —"

"Befinden sich, Dank Ihrer überaus gewissenhaften Verwaltung, in den denkbar besten Verhältnissen. Die erforderliche Summe dürfte zwar die bewußten 'Tausend Thaler' etwas übersteigen —"

"O, bedeutend!" fiel der Geheimrath erregt ein.

"Aber sie muß beschafft werden. Ich will ja gern selbst ein Opfer dabei bringen, und einige Abstriche an meinem Budget gestatten. Im Uebrigen bedenken Sie, daß nichts so heiß geessen wird, wie es gekostet wurde. Wir brauchen ja nicht sofort zu bauen! Wenn der Herzog erst Gewißheit hat, sein Stedenpferd nun endlich besteigen zu dürfen, dann ist er vorläufig zufrieden; und kommt Zeit, kommt Rath!"

"Eurer Durchlaucht Vorschläge sollen so gleich dem Cabinet übermittelt werden," erwiderte nach kurzem Bedenken Thormann einigermaßen gerührt, "und ich werde mir alsdann die Freiheit nehmen, umgehend Bericht zu erstatten."

"Thun Sie das; ich erwarte Sie bald wieder zurück, lieber Thormann!"

"Aber was soll dann mit Täusler geschehen?" erlaubte sich jetzt Hollenstern zu fragen.

"Ja freilich," lachte die Herzogin, "der muß ja auch eine Entschädigung erhalten. Vielleicht eine Anstellung bei der Zukunftsbahn?"

"Durchlaucht halten zu Gnaden, da weiß ich Besseres," antwortete Thormann. "Vor einigen Tagen ist die Nachricht von dem Ableben des alten Kollektors in Birkenrode eingegangen. Die Stelle ist einträglich, und es gehört ein schönes Anwesen dazu."

"Bravo," rief Ihre Durchlaucht, "das kommt wie gerufen. Nun, meine Herren, ich hoffe auf baldige und günstige Nachrichten von Ihnen!"

Durch eine gnädige Handbewegung entlassen, verließen sich tief verneigend, die beiden Minister das Gemach der Herzogin.

Der Vorschlag der erlauchten Dame fand die Billigung des hohen Rathes. Thormann brachte der Herzogin Bescheid und diese begab sich sofort zu ihrem Gemahl, dem sie durch alle möglichen Künste weiblicher Diplomatie eine Aenderung seines Willens abzuschmeicheln mußte. Die Eisenbahn erwies sich schließlich als kräftigster Köder.

Wenige Minuten später war die von Thormann ausgearbeitete Bestallung Fritz Täusler's zum Steuereinnahmer in Birkenrode, mit dem herzoglichen Namenszuge geziert, wieder in der Tasche des Finanzraths.

Fritz saß unterdessen noch immer auf der Hauptwache und baute, von feurigem Rheinwein angeregt, goldene Zukunftslustschlösser. Eben winkte er einem Posten, welcher vor "dem Herrn Hauptmann Täusler" das Gewehr angefaßt hatte, im Geiste grüßend mit der Hand, da kerkerte ihn das heftige Öffnen der Wacht-

thür in die Wirklichkeit zurück. General Hollenstern und der Finanzrath traten herein und nahmen unseren Helden alsbald in ein Kreuzfeuer von Ermahnungen und Vorstellungen, so daß dieser endlich mit vergnügtem Gesicht sein Hauptmannsrathent gegen die Einnehmerbestallung eintauschte.

Es war Abend geworden, als Fritz Täusler sein väterliches Heim wieder betrat. Seine Eltern waren mit Wilbergs soeben aus dem Jägerhause zurückgekehrt. Und was er ihnen in fliegender Hast erzählte, das dächte ihnen als wären es Märlein. Das Dokument aber überzeugte sie von der Wahrheit seines Berichts. Am demselben Abend noch wurde Verlobung gefeiert, und das erste Hoch galt dem Herzog und seinem Einfall, auch einmal den Napoleon spielen zu wollen.

Auch die übrigen Betheiligten waren befriedigt; nicht zum Mindesten Serenissimus. Bekam er nun doch endlich seine Eisenbahn — wenn auch noch nicht gleich und wenn sie auch etwas mehr als tausend Thaler kostete.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Nach neunhundert Jahren. — Im Jahre 1835 zogen Arbeiter aus einem Torfmoor in Jütland einen gut erhaltenen weiblichen Leichnam. Das lange, durch ein Band zusammengehaltene Haar war seidenweich und blond, und bekleidet war der Körper mit einem in Gold und Silber gestickten kostbaren Pelze und einem ebenfalls gestickten wollenen Gewand, woraus man schloß, daß die hier Verunglückte eine vornehme Dame gewesen sein müsse. Der Leichnam erregte allgemeines Aufsehen, zumal durch denselben die Sage von Gunilde, die dem Moore den Namen Gunildemoor gegeben, nach dem Zeugniß der Geschichtsforscher ihre Bestätigung erhielt. In diesem Moor hatten die Ueberreste der schönen und unglückseligen Gemahlin Erik Bloodbys (Blutart) nahezu neunhundert Jahre gelegen. Man bestattete den aufgefundenen Leichnam jener beklagenswerthen norwegischen Königin, den das Moor so lange erhalten, und legte ihr Haar und ihre Kleider im skandinavischen Museum nieder. — Die Sage meldet Folgendes: Um das Jahr 950 herrschte in Norwegen Erik Bloodby (Blutart). In einem Aufruhr wurde er jedoch vom Throne seines Vaters gestossen und sammt seiner Gemahlin Gunilde und seinem Sohne Harald Graafell (Graufell) vertrieben. Sie flüchteten nach England, wo sie sich später durch die Tausche in den Schoß der christlichen Kirche aufnehmen ließen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Albion trieb sie die Sehnsucht nach dem geliebten Vaterland über's Meer zurück. Allein noch waren die Feinde übermächtig, König Erik verlor sein Leben, und seine schöne Wittve Gunilde und sein Sohn, Harald Graafell, flohen nach Dänemark, bei dessen Könige Harald Blaataud (Blauzahn) die Vertriebenen gastliche Aufnahme fanden. Mit König Harald Blaataud's Beistand gelang es dann Gunilde, Norwegen zurückzuerobern und dessen Königskrone auf dem Haupte ihres Sohnes Harald zu sehen. Jetzt zürnte aber der Dänenkönig. "Nicht um den Knaben auf dem Throne Nordlands zu sehen, habe ich meine Mannen zur blutigen Wahlstatt geführt; nein, ich will herrschen dießseits und jenßseits des Sundes!" rief er grollend. Allein es vergingen Jahre, und Blaataud mußte sich gedulden. Da lud er einst Harald Graafell zur Jirsch- und Eberjagd zu sich; auf der Jirsch aber starb plötzlich der junge König der Norweger. Blaataud erbeuchelte Thronen um den ihm zum Opfer Gefallenen, und gewann durch seine zur Schau getragene Theilnahme das Herz der noch immer schönen Gunilde, der von den Salden gefeierten Königs Mutter. Ein Norweger hatte jedoch das Geheimniß des Königsmordes erspäht und suchte zu verhindern, daß seine Königin ihre Hand dem schändlichen Mörder reiche. Er wußte sich der Königin zu nähern und offenbarte ihr den Mord. Gunilde, entsezt über die Heimtücke Blaataud's, ließ sofort zum Wiederaufbruch nach der Heimath rüsten. Dabei beging sie die Unvorsichtigkeit, gegen ihre Umgebung über ihr Vorgehen zu sprechen, unter Anderen redete sie auch mit Jarl Hakon darüber, den ihr der König der Dänen zum

Schutze beigelellt hatte. Natürlich erstattete Hazon sofort seinem Herrn Bericht, und dieser sandte einen Boten an ihn zurück mit dem geheimen Befehl, die nordische Königin verschwinden zu lassen. Als Gunilde am Moor von Weile vorüberzog, führten die Mörder die schwarze That aus. Sie rissen die unglückliche Königin vom Hofsse, schleppten sie zum Moor und stürzten sie hinein, damit ja Niemand erfahren möchte, wo Gunilde geblieben sei. Niemand außer den Mördern kannte die Stätte des Todes, allein das Volk erging sich in Vermuthungen und nannte gar bald das Moor „Gunildmoor“. Nach fast neunhundert Jahren erst sollte die aufgefundene Leiche bekräftigen, wie richtig die Ahnung des Volkes gewesen war. [E. R.]

Texanischer Humor. — Die texanischen Viehhirten sind eine besondere, in ganz Nordamerika gefürchtete Menschenorte. Oberst Widdley, der einen

der menschenarmen Theile von Texas durchreiste, erzählt folgende Geschichte von seiner Begegnung mit diesen Durstigen: „Eines Tages stieg ich nah und hungrig in einer Art Wirthshaus ab, in dessen Schenksimmer eine Anzahl ruppig aussehender Kerle versammelt war. Ich bemerkte sofort, daß ich mit mißgünstigen Augen betrachtet wurde, und war eben im Begriff, wieder aufzubrechen, als einer der Männer auf mich zutrat.

„Was thun Sie hier, Kapitän?“ sprach er mich an.

„Ich sehe mir das Land an.“

„Haben Sie es sich angesehen?“

„Ja.“

„Nun, was treiben Sie sich dann noch hier herum?“

„Dazu habe ich ein Recht.“

„Was für ein Recht?“

Ich zeigte den mir von der Regierung ausgestellten Paßirschein, den der Mann sofort ergriff

und unter brüllendem Gelächter seiner Gefährten mit den Worten zerriß: „Der ist hier keinen Paßirschein werth.“

Ich hatte wohl einen Revolver, aber was vermochte ich gegen ein Duzend verzweifelter Kerle? Meine Lage fing an, mir sehr unheimlich vorzukommen.

„Nun will ich Ihnen was sagen,“ fuhr der Wortführer der Bande fort. „Uns machen Sie nichts weiß. Sie sind ein Geheimpolizist und haben nichts Gutes vor.“

„Ich bin kein Geheimpolizist.“

„Wollen Sie damit sagen, daß ich ein Lügner bin?“

„Ja, das thut er, Jack!“ brüllten seine Gefährten.

In einem Augenblick war ich umringt, jeder der Männer hatte seinen Revolver gezogen, und einer nahm mir den meinigen ab.

„Eigentlich sollte ich Sie hier auf dem Fleck tödten,“ sagte der als Jack angeredete Kerl, „und Sie keine Minute länger leben lassen; aber ich will

Humoristisches.



Moderne Erziehung.

Laura: Siehst Du, lieber Onkel, in der Nationalökonomie erzieht ich ausgezeichnet, in der Astronomie vorzüglich, im Klavierspiel ebenfalls, im Aquarellmalen sehr gut, im —

Onkel: Ach, das ist ja brillant, liebe Laura, da brauchst Du dann nur einen Mann zu heirathen, der gut kochen, die Kinder besorgen und die Nähmaschine handhaben kann, und ihr werdet in eine vorzügliche Position kommen!



Der vorsichtige Karl.

Mutter: Morgen, Karlchen, kommt die Tante Marie aus Breslau! Sie bringt Dir eine Düte mit. Wirst Du nun aber auch morgen recht artig sein?

Karlchen: Ist die Düte sehr groß?

Ihnen was anderes sagen. Wir wollen Ihnen noch 5 Minuten schenken. Stellen Sie sich dahin und sehen Sie auf jene Uhr: sie zeigt 5 Minuten vor 12; sobald beide Zeiger auf 12 stehen, hören Sie auf zu leben.“

„Al! mein Flehen war vergebens; ich richtete meine Augen auf die Uhr und begann an die Ewigkeit zu denken. Die Zeit, die ich so stand, schien mir endlos, und noch immer stand der Zeiger nicht auf 12.

Plötzlich hörte ich ein lautes Lachen hinter mir. Unwillkürlich drehte ich mich um. Die Banditen waren verschwunden und nur noch ein Schwarzer stand da, der mir grinsend die Zähne wies.

„Was lachst Du, Schuft?“ rief ich.

Er erwiderte, indem er den Mund von einem Ohr bis zu dem andern aufriß: „Sehen Sie die Uhr an, Herr — sie steht. Die Viehhirten haben wieder ihren alten Witz mit Ihnen gemacht, Mister. Und hier ist Ihr Revolver, den ich Ihnen wiedergeben soll!“ [Mn.]

Wohl begründete Ablehnung. — Ein Landgeistlicher petitionirte beim König Friedrich II. von Preußen, er möge befehlen, daß seine Kirchengemeinde ihm, dem Geistlichen, ein Pferd halten sollte, weil er nach dem Filialkirchdorfe sonst zu Fuß gehen müßte. Friedrich schrieb unter die Eingabe: „Kann das Gesuch nicht bewilligen, denn die Bibel sagt nicht, „reitet“ hin in alle Welt, sondern „gehet“ hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ [E. R.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 13:

Wer einmal lügt, muß oft zu lügen sich gewöhnen, Denn sieben Lügen braucht's, um eine zu beschönen.

Forsleben-Räthsel.

Mit Ein bewirkend frisches Leben, Verjüngen Muth und neue Kraft, Soll es mit Ver den Wohlstand heben, Indem er regen Umsatz schafft.

Mit Vor wird sorgsam es getroffen, Wo es gerade nöthig scheint, Und läßt gern Besserung noch hoffen, Sobald mit Um es ward vereint. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 15.

Charade.

Die Eins ist's, die den Menschen nähret, Doch diesen freit die Zweite wieder, Das Ganze endlich wird vergehret Von kleinen Sängern froher Lieder. [A. Heinrich.]

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13:

des Buchstaben-Räthfels: Feld, Geld, Geld; des Arithmogryphs: Brienz, Rienz, Birne, Niere, Bern, Reng.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Kommandit-Gesellschaft auf Acti.n.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.